

# Christliches Heldentum und Heiligkeit des Alltags

Von Friedrich Wulf S. J., München

„Das Material des Übernatürlichen ist nicht nur das Heldische, sondern auch zum größten Teil das Alltägliche“, sagt einmal Friedrich von Hügel<sup>1</sup>. In diesem Satz eines Mannes, der ein gutes Gespür für geistesgeschichtliche Entwicklungen hatte, spiegelt sich ein interessanter Wandel des katholischen Vollkommenheits- und Heiligkeitsideals wider, den wir in unserer Zeit beobachten. Die Vollkommenheit eines Christen, so sagt man, zeige sich nicht so sehr im Außerordentlichen und Einmaligen, in den weithin leuchtenden Taten, sondern im Alltäglichen und Gewöhnlichen, in den kleinen Pflichten und Bewährungen, die der Umgang mit Dingen und Menschen, Beruf und Familie, mit sich brächten. Man wirft der Überlieferung vor, dies zu wenig gesehen und betont zu haben. Heiligkeit sei von vornherein mit ganz bestimmten, heroischen Leistungen verbunden gewesen und darum immer nur den Großen der christlichen Geschichte und einzelnen Gruppen, z. B. dem Mönchtum, vorbehalten geblieben. Die Heiligen unserer Zeit hingegen seien die Heiligen des Alltags, des stillen, selbstlosen Dienstes, des vorbildlichen Wandels, in Reinheit, Demut, Anspruchslosigkeit und Liebe, mitten in der Welt und unter den Menschen.

Tatsächlich wird hier etwas Richtiges gesehen. Die Frage ist zwar nicht neu, aber sie stellt sich heute in besonders dringlicher Weise. Man gewinnt den Eindruck, als komme durch die Forderungen und Aufgaben unserer Zeit eine schon längere Entwicklung zu ihrem Abschluß. Schaut man einmal in die Geschichte zurück<sup>2</sup>, dann waren es — abgesehen von den Aposteln und unmittelbaren Jüngern des Herrn — ursprünglich nur die Martyrer, denen eine sichtbare Verehrung gezollt wurde. Der Name ‚Martyrer‘ war gleichbedeutend mit dem, was man in der späteren kirchlichen Terminologie mit ‚Sanctus‘ bezeichnete<sup>3</sup>. Damit wurde das Heiligkeitsideal schon sehr früh mit der Vorstellung einer außerordentlichen Glaubensbekundung und einer heroischen Nachfolge Christi verbunden. Augustinus nennt die Martyrer die christlichen „Helden“<sup>4</sup> und gibt damit die Auffassung seiner Zeit gut wieder. Ungefähr gleichgestellt mit den Martyrern wurden die ‚Bekenner‘ (Confessores), die in der Verfolgungszeit ihren Glauben in heroischer Weise, z. B. unter Folter und Lebensgefahr, bekannt hatten. Zu ihnen zählten vor allem Aszeten, Jungfrauen und Bischöfe. Sie ragten schon durch Stellung und Lebensführung

<sup>1</sup> The Mystical Element of Religion as studied in Saint Catherine of Genoa and her Friends, I 77 f (zit. nach M. Schlüter-Hermkes — K.G. Frank, Gottesliebe und Weltverantwortung, Würzburg [1956], S. 29.

<sup>2</sup> Zum folgenden siehe R. Hofmann, Die heroische Tugend, München 1933, S. 133 ff.

<sup>3</sup> Hofmann a. a. O. 135.

<sup>4</sup> De civ. Dei I. X, c. 21 (PL 41, 299).

über den Durchschnitt der übrigen Christen hinaus und befestigten damit die Meinung, zur Heiligkeit gehöre das Außergewöhnliche. Verstärkt wurde diese Entwicklung noch durch das von der plotinischen Philosophie beeinflusste Ideal der Beschauung (θεωρία), das dem Tun (πρᾶξις) nur die Funktion einer notwendigen Voraussetzung zuschrieb. Danach galt es über die gewöhnlichen Lebensbedingungen und Lebensumstände hinauszukommen und ein „engelgleiches“, „himmlisches“, „göttliches“ Leben anzustreben. An dieser Einstellung hat das ganze Mittelalter im wesentlichen festgehalten, wenn auch die Tugenden des Gehorsams und der Demut immer wieder auf den Wert des Unansehnlichen und Geringen für die Vollkommenheit hinwiesen.

Einen Wandel brachte erst das Aufkommen der Städte und das immer stärker werdende Verlangen der Laien nach religiöser Unterweisung und Vertiefung. Die Mendikantenorden haben das Anliegen gesehen und aufgegriffen. In der allgemeinen Betreuung des Volkes beschränkten sie sich zwar im großen und ganzen auf die Moralpredigt. Aber daneben gab es noch kleinere Kreise frommer Laien; sie nannten sich im deutsch-niederländischen Sprachbereich seit den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts gern „Gottesfreunde“. Hier ist zum ersten Mal so etwas entstanden, was man ‚Laienfrömmigkeit‘ nennen könnte. Man betonte, daß man Gott überall, in allen Dingen und Verhältnissen, finden könne. „Man soll Gnade suchen und ganz Gottes sein“, sagt einmal Tauler, „in einem jeglichen Werke . . . Sei es nun, daß eine Frau ihres Hauses warten oder pflegen müsse oder des Hausgesindes oder was für ein Werk es sei, darin ergib dich Gott und gehöre ihm an allzumal“<sup>5</sup>. Dabei bleibt für ihn selbstverständlich der Vorrang des Beschaulichen vor dem Tun — es geht nicht um eine Wertung irdischer Dinge, z. B. der Berufsarbeit. „Denn wer wollte daran zweifeln, daß beten ein besseres Werk sei als kochen, daß es besser sei, an Gott denken als spinnen, und in der Kirche sein besser sei als auf der Straße? Wer das nicht meinte, wäre ein Ketzer“<sup>6</sup>.

Noch einen Schritt darüber hinaus geht man im 16. Jahrhundert, Erasmus von Rotterdam ebenso wie Luther, in deutlicher Polemik gegen die Verknüpfung der Vollkommenheit mit bestimmten asketischen Leistungen. Hier ist das alltägliche Leben nicht nur wie bei den Predigern der ‚deutschen Mystik‘ kein Hindernis mehr für die Gottverbundenheit, sondern im Gegenteil der eigentliche Ort der Bewährung und Christusbegegnung. Ganz unpolemisch und ohne Einseitigkeit hat Ignatius von Loyola im Grunde das gleiche gesagt, wenn er immer wieder betont, daß man in allem Gott finden müsse, in der Arbeit ebenso wie im Gebet, ja daß die Arbeit, die für Gott getan werde, selber Gebet sei. Das ist ein neuer Ton in der katholischen Überlieferung, der von nun an nicht mehr verstummt. Am eigenständigsten

<sup>5</sup> Zitiert nach Denifle, Das geistliche Leben. Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts. Edit. Auer, Salzburg-Leipzig 1936, S. 193 f.

<sup>6</sup> Ebd. S. 192.

haben ihn zwei Heilige des 17. Jahrhunderts aufgenommen: Franz von Sales und Vinzenz von Paul. Aus ihren Briefen und Unterweisungen kann man geradezu eine Frömmigkeit und Heiligkeit des Alltags zusammenstellen, wobei Franz von Sales überdies noch die Situation des Laien in besonderer Weise berücksichtigt. Ohne die hohen Berufungen und Begnadungen einzelner anzutasten, gilt ihre Aufmerksamkeit in der Betreuung und Führung von Menschen doch in erster Linie der alltäglichen Pflichterfüllung und Tugendübung. „Ertrage mit Sanftmut die geringen Unbilden, die kleinen Unbequemlichkeiten, die unbedeutenden Verluste, wie sie täglich vorkommen. Denn wenn du diese kleinen Gelegenheiten mit Liebe ausnütze, wirst du durch sie Gottes Herz gewinnen und erobern. Jene täglichen und kleinen Liebeswerke, jener Schnupfen, jenes Kopfweh, jener Zahnschmerz, jene Unfreundlichkeit und Zurücksetzung durch andere, die wunderlichen Launen deines Mannes oder deiner Frau, das Zerbrechen eines Glases, der Verlust eines Handschuhs oder Taschentuches, die kleinen Unbequemlichkeiten, eher schlafen gehen oder früher aufstehen zu müssen, um die nötige Zeit für das Morgengebet und die Vorbereitung auf die hl. Kommunion zu gewinnen, kurz: alle derartigen geringfügigen Beschwerden mit Liebe annehmen und ertragen, das gefällt Gott in hohem Maße. Er hat ja seinen Dienern für ein einziges ‚Glas Wasser‘ das ‚Meer‘ der unendlichen Glückseligkeit verheißen“<sup>7</sup>.

Damit war eine Entwicklung zu Ende gekommen, die sich über vier Jahrhunderte erstreckt hatte. Wohl war die Überzeugung, daß Heiligkeit Außerordentliches besage und der Heilige eine Ausnahmestellung einnehme, nicht verblaßt. Sie nahm in der Folgezeit sogar wieder zu; man braucht nur an das Heilkeitsideal der Barockzeit mit seiner Tendenz zum Übermenschlichen und Wunderbaren zu denken oder auch daran, daß erst um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert der Begriff der ‚heroischen Tugend‘ als Inbegriff der ethischen Heiligkeit in die Kanonisationspraxis eindrang, was die Forderung nach äußeren heroischen Akten als Erkenntnismittel der inneren Tugend mit sich brachte. Aber daneben hatten doch der Alltag und die gewöhnlichen Tugenden eine große Bedeutung für die christliche Frömmigkeit bekommen. Das Außerordentliche, insbesondere die Wunder, galten immer mehr als Bestätigung der inneren Heiligkeit eines Menschen in allen Lebenssituationen durch Gott. Dennoch wird man wohl sagen müssen, daß erst die letzten 80 Jahre das Heroische, Außerordentliche, das dem christlichen Heilkeitsideal wesentlich ist, und den Alltag, das Gewöhnliche des Lebens in Arbeit und Beruf in das rechte Verhältnis zueinander gebracht haben. Interessant ist dafür der Seligsprechungsprozeß Konrads von Parzham. Als der Promotor fidei einwandte, daß er im Leben des schlichten Laienbruders zwar viele,

<sup>7</sup> Philothea III 35.

aber nur gewöhnliche Tugenden zu entdecken vermöchte, die nicht jene Außerordentlichkeit zeigten, wie sie für heroische Christen gefordert würde, erwiderte der Vertreter der Heiligsprechung, daß die Heroizität der Tugend bei Konrad in der außergewöhnlich treuen und steten Übung der Alltags-tugenden gelegen sei, die einen außerordentlichen Grad der Liebe verriete<sup>8</sup>. Das Gewicht eines solchen Beweises ist vielleicht erst ganz wägbare geworden, seitdem der Alltag für die meisten Menschen unserer industrialisierten und technisierten Welt an Bedeutung zugenommen hat und um vieles schwerer geworden ist. Die Berufsarbeit nimmt den Menschen weit stärker in Anspruch, als das früher der Fall war. Die Stadt, das Zusammenleben und -arbeiten mit anderen auf engem Raum: in der Familie, im Büro, in der Fabrik hat erhöhte Belastungen mitgebracht. Die Anfälligkeit der Menschen ist dadurch gewachsen. Das Versagen im Alltag ist an der Tagesordnung. Der Zwiespalt zwischen dem christlichen Ideal und der täglichen Wirklichkeit kommt erst heute vielen zum Bewußtsein. Diejenigen, die resigniert haben, und sich am kirchlichen Leben nicht mehr beteiligen, empfinden das In-die-Kirche-Gehen der anderen, ihren Anspruch, Christen zu sein, als verlogen, weil ihr tägliches Leben dem nicht entspreche.

Aus all dem wird ersichtlich, wie sehr heute der Alltag zum entscheidenden Bewährungsfeld unseres Christseins geworden ist. Die Gesinnung eines Menschen wird mehr denn je an der Tat gemessen, an dem, was man täglich an ihm sieht und feststellt. Das ist nicht nur im religiösen Raum so, sondern gilt heutzutage ganz allgemein. Dabei wird oft die Pflicht stärker betont als die Liebe. Dem Anschein und Anspruch selbstloser Liebe gegenüber ist man mißtrauisch geworden. Wer hat sie schon? Die Pflichterfüllung gilt als entscheidendes Kriterium der Echtheit eines Menschen, im Sinne des Goethewortes: „Wie kann man sich selbst kennenlernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. — Und was ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages<sup>9</sup>.“ Dieser Satz, der auf einer tiefen Selbsterfahrung beruht, kennzeichnet sehr gut unsere heutige Aufgabe auch als Christen, signalisiert aber zugleich eine nicht geringe Gefahr. Man begnügt sich mit dem Gewöhnlichen. Der ‚kleine Mann‘, der ‚unbekannte Soldat‘ wird zum Ideal erhoben, der anonyme Durchschnittsmensch kanonisiert. Keiner darf über den anderen hinausragen. Damit wird aber der personale Mensch unterdrückt und das christliche Heiligkeitsideal pervertiert. Auch die Heiligkeit des Alltags trägt den Stempel des Heroischen und Außerordentlichen an sich. Sonst wäre sie nicht mehr christliche Heiligkeit. Was die Welt heute überzeugen könnte, sind nicht die Durchschnittsmenschen der Pflicht, sondern die Heiligen.

<sup>8</sup> Hofmann, a. a. O. 167

<sup>9</sup> Wilhelm Meister, Wanderjahre, 2. Buch. Betrachtungen im Sinne der Wanderer 2,3 (Hamburger Goethe-Ausgabe VIII, 283).